



Vorbemerkung

Die erste Begegnung zwischen Europa und China reicht weit in die vorchristliche Zeit zurück. Griechen und Römer an dem einen Ende der damals bekannten Welt wussten ebenso von jenem östlichen, geheimnisvollen Reich wie die Chinesen an dem anderen Weltende nach ihrer Vereinigung unter Qin Shi Huangdi vom „Westen“. Beide Seiten standen über die Seidenstraße miteinander in Verbindung, wobei es zu direkten Kontakten allerdings erst später kommen sollte. Die vorliegenden fünf Beiträge sollen an ausgewählten Themenkomplexen und markanten Schnittstellen diese wechselseitige Wahrnehmung, Begegnung und später auch Auseinandersetzung dokumentieren, wobei politisch-ökonomische Aspekte genauso wie religiös-kulturelle in Betracht gezogen werden.

„Wir sehen nicht, sondern wir schaffen uns Bilder“ – Dieser Ausspruch Johann Gottfried Herders aus dem Jahre 1787 steht als Leitmotiv über dem ersten Beitrag, in dem es um die Sichtweise Europas im Hinblick auf China, aber auch um die Sicht der Chinesen, soweit sie den „Westen“ betrifft, geht. Klischees, Stereotypen, Ressentiments und kulturelle Vor-Urteile haben oft – aber nicht nur – das Bild des jeweils „Anderen“ bestimmt. Nach Entstehung, Ausbreitung, Wirkung und Nachleben bestimmter Bilder und Topoi soll daher gefragt werden, gestützt auf entsprechendes Text- und Bildmaterial.

Die christliche Mission in China hat in den verschiedenen historischen Epochen zu sehr unterschiedlichen Begegnungen zwischen



West und Ost geführt (zweiter Beitrag). Nach dem „Vorspiel“ der zur Ostkirche gehörenden Nestorianer in der Antike markieren die Missionsreisen von Franziskaner- und Dominikanermönchen nach Asien im Spätmittelalter einen ersten Kontakt des westlichen Christentums mit dem Fernen Osten. Einen Höhepunkt gegenseitigen Austausches bildet die Epoche der Jesuiten-Mission im 17. Jahrhundert, bevor das Christentum im 19. Jahrhundert in enger Verbindung mit den westlichen Imperialmächten erneut nach China kam.

Der Aufbruch Europas bzw. der Portugiesen nach Osten und der Chinesen nach Westen fand nahezu gleichzeitig zu Anfang des 15. Jahrhunderts statt. Während sich die Chinesen jedoch nach wenigen Jahrzehnten von einer maritimen Expansionspolitik verabschiedeten, bedeutete die Entdeckung des Seewegs nach Indien (1498) den Startschuss für den europäischen Kolonialexpansionismus in Ostasien. Der dritte Beitrag fragt nach den Ursachen für den Aufstieg des Westens und die Abkehr der Chinesen von der „Entdeckung und Eroberung der Welt“, obgleich deren Kultur und Fähigkeiten in vielem die Europäer übertrafen.

Wenig bekannt ist, dass das Deutsche Reich auch in Ostasien eine Kolonie besaß – das „Pachtgebiet“ Kiautschou (*Jiāozhōu*) mit der Hafenstadt Tsingtao (*Qingdao*). Dieses verwaltungsmäßig der Reichsmarine unterstellte Gebiet wurde – nicht zuletzt mit Blick auf die von Skandalen und Aufständen beherrschten afrikanischen Kolonien – vielfach als „Musterkolonie“ bezeichnet. Kapitel 4 will der Frage nachgehen, auf welche Faktoren sich diese Charakterisierung stützt und inwieweit sie einer genaueren historischen Würdigung standhält.



Richard Wilhelm – oder wie sein chinesischer Name lautete: *Wei Li-xian* – ist eine Ausnahmerecheinung unter den christlichen Missionaren in China. Nach anfänglicher Tätigkeit im Dienst des Kolonialstaates, dem Schwerpunkt dieses fünften Beitrags, wandte er sich dem Studium der chinesischen Klassiker zu und übersetzte sie in die deutsche Sprache. Wilhelms Arbeiten zur Kultur, Philosophie und Literatur Chinas und seine Übersetzungen klassischer chinesischer Texte gehören bis heute zum Fundament östlicher Philosophie und Bildung im deutschsprachigen Raum. Insbesondere brachte er im imperialistischen Zeitalter ein tieferes Verständnis für die Chinesen und ihre Kultur auf.

Von den hier abgedruckten fünf Beiträgen zu den Beziehungen zwischen China und Europa sind vier zunächst als Vorträge im Konfuzius-Institut Leipzig gehalten worden. Die Vortragsform ist deshalb auch beibehalten worden. Der angehängte Essay über Richard Wilhelm, der erstmals unbekanntes Archivmaterial aus dem China-Bestand des Politischen Archivs des Auswärtigen Amtes Berlin-Lichterfelde (früher Bonn) sowie aus dem Bestand seiner Missionsgesellschaft („Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein“) im Zentralarchiv der Evangelischen Kirche der Pfalz in Speyer (früher Heidelberg) enthält, ist bereits 1980 erstmals in der Zeitschrift „liberal“ erschienen, dann in chinesischer Übersetzung 2004 in Qingdao und schließlich 2009 im „Jahrbuch für Europäische Überseegeschichte“. Inzwischen ist auch der Tsingtao-Beitrag in einem von Hermann Hiery und mir herausgegebenen Sammelband („Deutschland und seine Kolonien“, 2. Aufl. Berlin 2018) erschienen. Ich danke dem *bebra*-Verlag in Berlin für die Abdruckgenehmigung dieses hier leicht veränderten Beitrags.



Ziel dieser Anthologie historisch relevanter Aspekte der europäisch-chinesischen Beziehungen ist es, einem breiteren Leserkreis ein sowohl informatives als auch verständliches Werk an die Hand zu geben, wozu auch das Bildmaterial beitragen soll. Die Bibliographie, die den eigenen Studien als Voraussetzung diene, bietet die Möglichkeit für eine weitere Beschäftigung mit den angesprochenen Themen.

Zu danken habe ich an dieser Stelle dem Konfuzius-Institut in Leipzig und seinem Vorsitzenden Prof. Dr. Philip Clart für die Einladung zu den Vorträgen. Dieser Dank gilt auch meinem Leipziger Historiker-Kollegen Prof. Dr. Markus Denzel, der den Anstoß zu den Vorträgen gegeben und sie moderiert hat. Mein Dank gilt schließlich dem Cuvillier-Verlag und seiner Leiterin, Frau Jentsch-Cuvillier, sowie dem Lektor Michael Schmitz MA, mit denen sich eine ausgezeichnete Zusammenarbeit ergab.

Münster, im September 2018

Horst Gründer



1. Kapitel

Europa und China im Bild des Anderen – ein Panorama bis in die Gegenwart

„Wir sehen nicht, sondern wir erschaffen uns Bilder“. Dieser Ausspruch Johann Gottfried Herders aus dem Jahre 1787 weist auf einen Sachverhalt hin, der den Umgang mit dem „Fremden“ treffend umschreibt; ist doch die Wahrnehmung des jeweils „Anderen“ zunächst und in erster Linie von der als geistig-kulturell höher angesehenen eigenen Kultur und der Andersartigkeit, nicht selten Minderwertigkeit der fremden Kultur und seiner Menschen bestimmt worden. Die „Bilder“ vom Anderen folgen mithin bestimmten Klischees, Stereotypen, Ressentiments und Vor-Urteilen. Dieser Tatbestand gilt nicht zum wenigsten für die Sichtweise Europas im Hinblick auf China, aber auch für die Sicht der Chinesen, soweit sie den fernen „Westen“ betrifft.

Ausgangspunkt der *europäischen* Welt war die westliche Oikumene, die mit der bekannten Welt und ihren Grenzen gleichgesetzt wurde. Jenseits dieser Welt lebten die „Barbaren“, die sich schon durch ihre unverständliche Sprache von den „Zivilisierten“ unterschieden (gr. *barbarós* heißt Stammer, Stotterer). Darüber hinaus war die Welt außerhalb der Oikumene der Lebensraum von Monsterrassen und Fabeltieren, worauf schon die griechischen Bezeichnungen für diese Fabelwesen verweisen: Kynocephale (Hundsköpfige), Blemnyer



Mittelalterliche Vorstellungen von Menschenrassen, darunter ein „Hundsköpfiger“ (obere Reihe links), ein „Brustgesichtler“ (ebd. Mitte) und ein „Schattenfüßler“ (untere Reihe links), der sich vor den heißen Strahlen der Sonne mit seinen breiten Füßen schützt. Darstellung in einer Bibel aus der Prämonstratenser-Abtei Arnstein bei Koblenz, um 1100 n. Chr.

(Brustgesichtler), Zyklopen (Einäugige), Anthropophagen (Menschenfresser), Sciopeden (Schattenfüßler), Pygmäen (Zwergwüchsige), Basilisken (Mischwesen zwischen Drache und Hahn mit tödlichem Blick), usw.



Jedenfalls weiß der aus Halikarnassos an der Westküste Kleinasiens stammende Herodot (484 – 424 v. Chr.), der gemeinhin als „Vater der (europäischen) Geschichtsschreibung“ gilt, nichts von Chinesen, dagegen viel von diesen Phantasiegeschöpfen. Der u.a. in Ägypten, Libyen und Vorderasien weitgereiste Historiker der Perserkriege gibt ein farbenfrohes Bild von den Ländern und Völkern der damals bekannten Welt, wobei er auch alle nordöstlich und östlich der westlichen Oikumene lebenden Menschen (also dort, wo man China anzusiedeln hätte) mit Monsterrassen und Fabelwesen bevölkert. Da gibt es die Argippaier, die von Geburt an kahl sind und sich von den Früchten eines bohnen großen Baumes ernähren. Das Volk der Issedonen ehrt seine Verstorbenen, indem sie diese bei blutigen Festmahlen komplett verspeisen. Ebenfalls leben dort einäugige Arimasper und Vogelmenschen, die mit ihren Klauen das Gold verteidigen, das im Überfluss vorhanden ist. Auch der Kannibalen-Topos findet sich bei Herodot.

Sah das Weltbild der *Chinesen* in dieser Zeit, also in den vorchristlichen Jahrhunderten, anders aus? Keineswegs – im Gegenteil, es finden sich sogar überraschende Übereinstimmungen. Auch die Chinesen betrachteten ihr Land als Mittelpunkt der zivilisierten Welt und hatten ihre Oikumene in ihr zentrales „Land der Mitte“ („*Zhōngguó*“) und die sie umgebenden „Barbarenländer“ unterteilt, hierarchisch geordnet nach den Himmelsrichtungen in Zonen und Sektoren. Während der gesamten Kaiserzeit war es üblich, diese barbarischen Nachbarstämme mit Vergleichen aus der Tierwelt zu belegen (C. C. Müller). Und auch jenseits dieser mehr oder weniger bekannten Länder der Barbaren hausten Dämonen, Monster und Fabelwesen. So heißt es im „*Shanhaijing*“, dem „Klassiker der Berge und Seen“, einer zwischen



Fabelwesen aus dem chinesischen Bestiarium *Shan Haijing* („Wegweiser für Berge und Seen“) aus vorchristlicher Zeit. Die Illustrationen des Werkes stammen allerdings erst aus dem Jahr 1597. Die Ähnlichkeit etwa des östlichen „Brustgesichtlers“ mit dem im vorigen Bild dargestellten westlichen „Brustgesichtler“ dürfte nicht auf gegenseitiger Kenntnisnahme beruhen.

dem 4. und 1. Jahrhundert v. Chr. entstandenen Sammlung verschiedener mythologischer Schriften, die die Weltsicht des Alten China spiegelt – Richard E. Strassberg nennt das Werk eine „enzyklopädische Kosmographie“ – u.a.: „In den südwestlichen Gebieten lebt ein Volk mit riesigen gefiederten Flügeln, die von den Schultern abgehen. Nicht fern von diesen Vogelmenschen befinden sich Storchenmenschen. Sie haben das Gesicht eines Menschen, jedoch einen Vogelschnabel und große Flügel und sie ernähren sich von Fischen, die sie mit dem Schnabel fangen. Zu diesen seltsamen Völkern gehören auch [Wesen], die Menschengesichter und Fischleiber besitzen.“ Ferner ist die Rede von „Zwei-“ und „Dreiköpflern“ und „Zwei-“ und „Dreikörper-Men-



schen“. Nördlich davon wohnen schrecklich aussehende Dämonen, „sie besitzen Menschenköpfe, jedoch nur ein Auge [wie der westliche Zyklop], und an ihrem Nacken beginnt ein Schlangenkörper. Die Bewohner von Xiayang sind Menschenwesen, doch bedeckt schwarzer Flaum ihre Körper, ihre Fersen zeigen in die falsche Richtung, und sie tragen Gewänder aus Blättern (...). Man erzählt auch, dass sie Menschenfresser seien“. Also der Kannibalen-Topos ist, neben Vogelmenschen, Brustgesichtlern, Zyklopen, Halb-Mensch-Halb-Tier-Wesen usw., in der Phantasie- und Vorstellungswelt der Chinesen ebenso vorhanden wie in derjenigen der Europäer. Alle diese Phantasiegebilde sollten noch ein sehr langes Leben fristen.

Wenn auch die Griechen offensichtlich um ein Land China wussten – sie nannten es Thina –, war es jedoch die römische Zeit bzw. eine in dieser Zeit heiß begehrte Ware, nämlich die Seide, die das Wissen von einem Land China und seinen Bewohnern allmählich konkreter werden ließ; identifizierten die Römer doch das Land im fernen Osten geradezu mit der Seide, die dem Land ja auch den Namen gab: aus lateinisch „sera“ (Seide) wurde „Serica“ für China. Auch der griechisch-römische Universalgelehrte Claudius Ptolemaeus († 160 n. Chr.) vermerkte auf seiner für Antike und Mittelalter gleichermaßen gültigen „Weltkarte“ den Namen „Serica“. Dazu schrieb er in seinem monumentalen Werk „Geographia“: „Die Route zu den Serern ist durch den Handelsverkehr bekannt geworden“. Den Begriff „Seidenstraße“, deren Anfänge man heute im 2. Jahrhundert v. Chr. beginnen lässt, ist allerdings erst 1877 von dem deutschen Geographen Ferdinand von Richthofen geprägt worden.



Schwierigkeiten, die Serer in das überkommene Schema von „Zivilisierten“ und „Barbaren“ einzuordnen, hatte zunächst noch der römische Schriftsteller Plinius der Ältere – er kam im Jahre 79 n. Chr. beim Ausbruch des Vesuvs ums Leben –, wenn er die Serer quasi „hinter“ den Barbaren und Fabelvölkern, über deren Existenz er sich zunächst breit ausließ, ansiedelte. In seiner 37-bändigen „*Naturalis Historia*“, einer Kompilation des Wissens seiner Zeit, schrieb er:

„Das erste Volk hier [also jenseits der „Unzivilisierten“], welches man kennt, sind die Serer, berühmt durch die Wolle der Wälder, deren graues Blätterhaar sie mit Wasser befeuchten und abkämmen. [Dass die Seide auf Bäumen wuchs, daran hielten die Römer noch lange fest.] Unsere Frauen haben daher die doppelte Arbeit, die Fäden wieder aufzudrehen und von neuem zu weben. Durch eine so mannigfache, von einer so weit entfernten Welt hergeholte Arbeit erzielt man es, dass Matronen in der Öffentlichkeit durchscheinend wirken“. Der nächste Satz zeigt dann, dass Plinius nur zu gern am gewohnten Schema, an den Rändern der Welt Barbaren und andere Mischrassen zu verorten, festgehalten hätte: „Die Serer“, schreibt er nämlich, „sind zwar ein sanftes Volk [ein Standard-Topos, wie wir sehen werden], insofern aber den Wilden ähnlich, als sie den Umgang mit den übrigen Sterblichen vermeiden und den Warenaustausch abwarten“ – womit auch der ebenfalls langlebige Topos vom „stummen Tauschhandel der Serer“ angeführt ist.

An der Durchsichtigkeit der Seidenkleider der römischen Damenwelt hatten auch andere Moralisten Anstoß genommen. Seneca empörte sich geradezu darüber, dass Seidenkleider überhaupt als Kleider bezeichnet würden: „Ganze Mädchenscharen“, schrieb er, „bemühen